

VII.

Heine contra Platen.

Heines Charakter war im Grunde kein boshafter, wie es oft erscheinen konnte. Das innige, kindlich naive Verhältnis zur alten Mutter, zur Schwester, zu Freunden bezeugt das; namentlich zur Mutter: „Und du alte, süße Kake, wie geht es dir? Wenn du stirbst, ehe ich dich wiedersehe, schieße ich mich tot.“ — (Heines Familienleben von Ludwig v. Embden.) Kam je ein weicheres, sentimentaleres Wort aus der Feder eines ‚Kämpfers‘, als das, welches er nach dem Tode seiner Freundin Rahel von Barnhagen an deren Gatten schrieb?: „Ich kann in diesem Augenblick vor Weinen nicht schreiben — ach, wir armen Menschen, mit Thränen in den Augen müssen wir kämpfen. Welch’ ein Schlachtfeld diese Erde!“ —

Wie er auch gegen seine Gegner, oft zum eigenen Schaden, wüthen mochte, der Kampf ist nie das eigentliche Element des Romantikers. Man weiß, daß er allen, mit denen er in Berührung kam, mit liebenswürdiger Hilfsbereitschaft entgegentrat. Daß er dennoch, sehr oft durch giftige Worte selbst Freunde verletzte, schien er gar nicht zu bemerken. Dazu war er zu naiv, um sich der zarten Empfindlichkeit anderer Menschen anzupassen. Und war

er einmal gereizt, beleidigt, so vergaß oft eine unedle Rache alles moralische und ästhetische Maß. Den markantesten und psychologisch am stärksten hervortretenden ‚Fall‘ in dieser Beziehung bildet der höchst unerquickliche Streit mit dem Dichtergrafen August von Platen.

Indem wir eine litterarische Revision der Prozeßakten Heines und Platens auf Grund unseres modernen Wissens vornehmen, sind wir vollbewußt, uns auf ein für manche vielleicht etwas heikles Gebiet zu begeben, über welches die Meinungen auch heute noch häufig heftig aufeinander schlagen. Denn die Menge ist im allgemeinen gar kurzfristig; sie unterscheidet nicht — kann, will nicht unterscheiden. Was wird nicht noch heutzutage, inmitten unserer modern civilisierten Barbarei alles über die sogenannte griechische Liebe des Plato gefaselt, gesucht, gespottet und gegeistert! Die schlimmsten Perverstitäten werden toleriert, freilich manchmal nur in verständnisvoll augenzwinkernder Weise, nur nicht das griechische ‚Laster‘. — Woher mag dies traditionell fortwirkende Vorurteil, von dem zuweilen selbst aufgeklärte Geister unserer Zeit nicht unberührt geblieben, wohl stammen?!

Bei Licht besehen, ist es ein Ueberbleibsel mittelalterlich dogmatischer, der antiken, ‚heidnischen‘ Moral entgegengesetzter Anschauungsweise, die doch noch unser Thun und Lassen, unsere Sitten und Kultur, häufig vielleicht ganz unbewußt, beeinflussen, beherrschen.

Wenn im Mittelalter Theologen, in der mühsamsten Weise, den Versuch machten, alles Sexuelle vom naturfeindlichen Standpunkte aus zu behandeln, so ist es heute unsere Aufgabe, diese Naturerscheinung mit Hülfe der Biologie, Psychologie, besonders indes vom Standpunkte der litterarkulturhistorischen Bedeutung zu betrachten, zu lösen, ohne jede krankhafte Schlüpfrigkeit, aber auch ohne jede Sentimentalität. „Das Reich der Wissenschaft ist,“ wie Bacon

sagt, „wie das Himmelreich; wir sollen, wenn wir es betreten, wie die Kinder sein und uns bemühen, uns ihm nur mit unbefangenen Geiste, reinen Händen und tapferm Geiste zu nähern.“ — — —

Immerhin sind wir heute weit von der litterarisch-polemischen Kampfweise entfernt, mit der Heine seiner Zeit Platen entgegentrat, immerhin sind bedeutende Fortschritte in der Abschätzung seiner künstlerischer und sittlicher Nuancen gemacht worden! Ein Angriff, selbst in der satyrischen Form eines Heine, den heute ein Künstler, Dichter, Polemiker gegen seinen ästhetischen oder wissenschaftlichen Gegner richtete, würde in künstlerischen Kreisen, ja selbst von einem größeren Teile des geistigen Elite-Publikums schonungslos in dem Sinne verurteilt werden:

„Greife deinen Gegner auf sachlichem, auf dem Gebiete seiner Leistungen an, aber nicht auf Grund sexueller Empfindungen, die das Resultat seiner Organisation, seiner Naturanlage sind. Der Schluß: „Du besingst die Lieblingssminne oder Freundesliebe gleich Anakreon, Pindaros, Platon, Theokrit, Catullus, Virgilius, Tibull, Ovid, Sadi, Hafis, Michel-Angelo, Shakespeare (in seinen Sonetten), Lord Byron (Don Leon), Hölderlin, Platen u. s. w., ergo sind deine Verse ‚schlecht‘, fällt heute platt zu Boden. Ja, werfen wir einen Blick auf modernste Dichtung, so finden wir unter manchen Andern Namen wie Paul Verlaine, Elisar v. Kupffer*), Jos. Ritir**), Eduard v. Mayer***), Karl Freiherr v. Levezow, A. Brand, Dichter, die eine seltsam zarte, teils neue Nuance in die Litteratur unserer

*) Elisar v. Kupffer: „Irrlichter“, ein Dramenzyklus. — „Sein Räthsel der Liebe“ in der Novellensammlung: „Doppel-Liebe.“

**) Jos. Ritir: „Lyrische Madrigale“.

***) Ed. v. Mayer: „Die Bücher Kains vom ewigen Leben“ (S. 34 u. 72, Verlag Henschel & Co., Zürich) und in „Lieblingssminne“.

Tage gebracht haben. Durchblättern wir unsere zahlreichen modernen Literaturzeitungen, und wir werden häufig interessante, aufschlußreiche Abhandlungen von Schriftstellern, Künstlern, ernstdenkenden Gelehrten finden, die sich mit diesen Fragen beschäftigen, freilich oft noch weit entfernt von der freien, unbefangenen, philosophischen Art der Alten.

Das ist eben ganz anders geworden, als zur Zeit Heines. Langsam, allmählich fallen die Vorurteile, einstweilen freilich nur in den Kreisen der geistigen Elite. Ganz enorm ist die Literatur in wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Polemik, in Lyrik und belletristischer Prosa über die Lieblingminne in den letzten Jahren gestiegen. Sofern sie nicht auf medizinisch-wissenschaftlicher Basis beruht, ist wohl besonders das in kulturhistorisch-litterarischer Beziehung sehr aufschlußreiche bedeutende Werk ‚Lieblingminne und Freundschaft in der Weltliteratur‘ von Elisarion von Kupffer*) zu nennen, eine streng wissenschaftliche Sammlung, die ganz besonders neue wertvolle psychologische Perspektiven auf das innerste Seelenleben vieler künstlerischer Geister wirft. ‚Das konträre Geschlechtsgefühl‘ in der Literatur der letzten Jahre behandelt auch in eingehender und interessanter Weise das Buch ‚Zwischen den Geschlechtern‘ von Peter Hamecher.

Es muß auffallend erscheinen, daß selbst bei Gebildeten, durch Berührung mit der italienischen Renaissance und der Antike überhaupt, die Beschäftigung mit Sokrates, Plato und andern hellenischen Dichtern und Philosophen, welche der ‚griechischen Liebe‘, ebenso wie der ‚Phrynenliebe‘ eine pädagogische, übersinnliche, ästhetische Seite abgewannen, die Uebersetzungen anakreontischer Lieder, die Sonette Shakespeares, ja selbst Goethes diesbezügliche Wen-

*) Verlag ‚Jung Deutschland‘. E. Dyk, Eberswalde-Berlin, wo auch der Gedichtband „Auferstehung“ von E. v. Kupffer erschienen ist.

fizierten und ihn zur Rede stellten, was ihn zu dem Wagestück verleitet, einen offenbar Größeren, der ihn zerquetschen kann, so unbarmherzig zu behandeln. Er solle sich gnädiger anlassen und meine Chaselen, die den Beifall Goethes, Schellings und Sylvester de Sacys erhalten, nicht ganz verachten.“ (Nachlaß des Grafen von Platen, Leipzig 1852, Band II, Seite 87—99, und: Strodtmann, A., Heines Leben und Werke, 2. Auflage, Berlin 1873, I, Seite 572.) Heine, welcher sich damals in Italien befand, lernte dort einen Intimus Platens, den Kunsthistoriker Freiherrn von Rumohr, kennen, welcher ihm bereits verriet, daß er ganz Schlimmes zu erwarten habe. In der That, im November 1829 nach Hamburg zurückgekehrt, fand er bereits das Nachwerk Platens, den ‚romantischen Oedipus‘, vor, welcher ihn gerade an seiner verwundbarsten Stelle, der jüdischen Abstammung, traf. ‚Synagogenstolz‘, ‚Same Abrahams‘ und ‚Petraß des Laubhüttenfestes‘ lauteten die nicht gerade sehr geschmackvollen Pfeile seines ergriminten Gegners. Erklärlich bleibt diese Angriffsform, wenn man die gekränkte Eitelkeit Platens, welcher durch die Xenien aufs tiefste verletzt, in Berücksichtigung zieht. Wie groß Platen von sich selber dachte, zeigt unter anderem, daß er sogar eine Situation im Leben Jesu mit seiner Dichterbegabung in Verbindung brachte:

„Als ihn des Bezirts Landpfleger gefragt:
Sprich! Bist Du der König der Juden?
Nicht leugnet der es bescheiden hinweg,
Er erwiderte ruhig: Du sagst es.
Guch sagt der Poet: Das bin ich!“

(Parabase zum I. Akt des „Oedipus“.)

Heine, welcher sich erst vor kurzem durch die Taufe „das Entreebillet in die europäische Kultur“, natürlich ohne innere Ueberzeugung, gelöst hatte, schäumte vor Wut.

Der ‚nie abzuwaschende Jude‘ brannte ihm auf der Seele und ließ ihn eine empfindliche Rache nehmen.

„Gestern Morgen habe ich den Grafen Platen aus-
gepeitscht — schrieb er unter anderem an Zimmermann am
17. November 1829. — Sie, Zimmermann, haben den
Richter gespielt, und ich will den Scharfrichter spielen oder
vielmehr recht ernstlich darstellen. Der ‚Dedipus‘ hat in
Berlin nur Unwillen erregt, desto mehr wird er hier (Ham-
burg) von einer gewissen Klasse, die mit dem Grafen steiß-
lich einverstanden ist, sehr goutiert. Ihnen soll der dritte
Teil der Reisebilder dediziert werden, worin die Spolia opima
des großen Champion der Klassizität enthalten sind u. s. w.“ —
Nachdem aber das Buch mit der bekannten Diatribe gegen
Platen, welche diese Auspeitschung enthielt, erschienen war
(Reisebilder, II. Teil, Die Bäder von Lucca, Hamburg 1830),
wurde ihm doch etwas angst und er beschließt, wie der
folgende Brief zeigt, in einer späteren Gesamtausgabe die
Platensche Episode wegzulassen: „Wenn mal das Ganze
gedruckt wird, wird auch der Herr Graf, wie sich's gebührt,
aus dem Buche hinaus geschmissen. Nicht gegen ihn habe
ich Groll, sondern gegen seine Kommittenden, die ihn mir
angehezt. Ich sah den guten Willen, daß man mich in
der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre
ein Thor oder ein Schurke gewesen, wenn ich Rücksichten
und Verhältnisse halber schonen wollte. Mein Leben ist
so rein, daß ich ruhig erwarten kann, daß man allen
Skandal gegen mich aufwühle. Ich war so mäßig, daß
ich keinen Skandal austischte, daß die wenigen Personal-
notizen, die ich gab, nur das Litterarische erklären sollten.
Der Dieb, der in Odensee im Zuchthause sitzt — ist ein
Graf Platen. Während Platen bei Cotta wedelte, schrieb
er an Schenk, daß Cotta ihn verhungern lasse, daß man
etwas bei dem König (Ludwig I. von Baiern) für ihn thun
müsse, daß er ja doch nicht lange leben könne, er sei in

der Auflösung. Zu jener Zeit beschwor mich Beer, gegen Schenk nichts Nachtheiliges von Platen zu sagen, weil von Schenk die königliche 600-Guldengnade abhinge — ich sprach zu seinen Gunsten, ich stimmte Madame Cotta für ihn, ich that noch mehr, was ich jetzt verschweigen muß — und zu derselben Zeit schrieb der Glende den ‚Oedipus‘. Heiliger Gott! welcher Vasseffe der Schmeichelei ist solch Auswürfling der Adelskaste fähig! Ich weiß Grenel, die ich nicht dem Papier zu vertrauen wage. Sein Groll gegen Sie hat minder persönliche Anlässe. Er empfiehlt sich nur dadurch einem Bund von Pfäffchen, Baronen und Pädrasten, der verbreiteter und mächtiger ist, als man glaubt“ u. s. w. (an Zimmermann, Ende Dezember 1829, Briefe von H. Heine, Hamburg 1863, I, Seite 363).

Folgen wir jetzt Heine eine Strecke bei seinem Scharf-richteramente. Nicht mit einem einzigen gewaltigen Ruck suchte er den Feind zu fällen, sondern er bediente sich zuvor vieler schmerzhafter Nadelstiche, welche den Gegner tief verwunden mußten. Wir wollen hier nur einige der markantesten Nummern der allbekanntesten Schlammwälder von Lucca wiedergeben, denen er das Citat aus ‚Figaro‘ vorsetzte:

„Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen,
So mag er's sagen,
Ich spiel' ihm auf.“

„Das ist eben das Schöne — schreibt Heine — an diesem Dichter, daß er nur für Männer glüht, in warmer Freundschaft; er gibt uns den Vorzug vor dem weiblichen Geschlechte, und schon für diese Ehre sollten wir ihm dankbar sein. Er ist darin größer als alle anderen Dichter, er schmeichelt nicht dem gewöhnlichen Geschmack des großen Hausens, er heilt uns von unserer Passion für die Weiber, die uns so viel Unglück zuzieht. — O Weiber! Weiber! wer uns von euren Fesseln befreit, der ist ein Wohlthäter der Menschheit. Es ist ewig schade, daß Shakespeare sein

eminentes theatralisches Talent nicht dazu benutzt hat, denn er soll, wie ich hier zuerst lese, nicht minder großherzig gefühlt haben, als der große Graf Platen, der in seinem Sonette von Shakespeare sagt:

Nicht Mädchenlaunen störten Deinen Schlummer,
Doch stets um Freundschaft seh'n wir warm Dich ringen:
Dein Freund errettet Dich aus Weiberchlingen,
Und seine Schönheit ist Dein Ruhm und Kummer.“

„Der Standpunkt, von wo ich den Grafen Platen zuerst wahrte, war München, der Schauplatz seiner Bestrebungen, wo er bei allen, die ihn kennen, sehr berühmt ist, und wo er gewiß, so lange er lebt, unsterblich sein wird. Besonders lobte man seine Zuverlässigkeit gegen Jüngere, bei denen er die Bescheidenheit selbst gewesen sei, indem er mit der lieblichsten Demut ihre Erlaubnis erbeten, dann und wann zu ihnen aufs Zimmer kommen zu dürfen, und sogar die Gutmütigkeit soweit getrieben habe, immer wieder zu kommen, selbst wenn man ihm die Lästigkeit seiner Visite aufs deutlichste hat merken lassen. Dergleichen Erzählungen haben mich gewissermaßen gerührt, obgleich ich diesen Mangel an Personalbeifall sehr natürlich fand. Vergebens klagte oft der Graf:

„— Deine blonde Jugend, süßer Knabe,
Verschmäht den melancholischen Genossen.
So will in Scherz ich mich ergehn, in Pöffen,
Anstatt ich jetzt mich bloß an Thränen labe,
Und um der Fröhlichkeit mir fremde Gabe
Hab' ich den Himmel anzufleh'n beschlossen.“

„Vergebens versicherte der arme Graf, daß er einst der berühmteste Dichter werde, daß schon der Schatten eines Vorbeerblattes auf seiner Stirne sichtbar sei, daß er seine süßen Knaben ebenfalls unsterblich machen könne durch unvergängliche Gedichte. Ach, eben diese Celebrität war keinem lieb und in der That, sie war keine beneidenswerte. Ich

erinnere mich noch, mit welchem unterdrückten Lächeln ein Kandidat solcher Celebrität von einigen lustigen Freunden unter den Arkaden von München betrachtet wurde. Ein scharfsichtiger Bösewicht meinte sogar, er sähe zwischen den Rockschößen desselben den Schatten eines Lorbeerblattes . . . Er ist kein Dichter, sagen die Frauen, die vielleicht — ich muß es zu seinem Besten andeuten — hier nicht ganz unparteiisch sind, und vielleicht wegen der Hingebung, die sie bei ihm entdecken, etwas Eifersucht empfinden, oder gar durch die Tendenz seiner Gedichte ihre bisherige vortheilhafte Stellung in der Gesellschaft gefährdet glauben . . . Was finden Sie in den Gedichten des Grafen von Platen-Hallermünde? frug ich jüngst einen solchen Mann. Sitzfleisch! war die Antwort. Sie meinen in Hinsicht der mühsamen, ausgearbeiteten Form? entgegnete ich. Nein, erwiderte jener, Sitzfleisch auch in Betreff des Inhalts . . .“

Die Sonette, auf die hier Heine anspielt, ist die 58. bei Platen, und lautet in der Cottaschen Ausgabe der Werke Platens Seite 224 wie folgt:

„Wenn einen Freund Du suchst für's ganze Leben,
Der Dich durch Freude soll und Schmerz geleiten,
So wähle mich, Du findest keinen zweiten,
Und keinen fähigern, sich hinzugeben.

Zwar kann er nicht, wie Du, ein Wonnelieben
Durch seine Schönheit um sich her verbreiten:
Doch alle horchen gern den Lieblichkeiten,
Die ihm begeistert auf den Lippen schweben.

Ich fürchte nur, es möchte Dich erbittern,
Wenn ich mir selbst so hohes Lob verstatte,
Bloß um vor Dir in falschem Glanz zu flittern;

Sonst würd' ich sagen, daß auf diese glatte,
Noch junge Stirn, mit ungewissem Zittern,
Der Schatten fällt von einem Lorbeerblatte.“

Dieser keusch klassische Stil Platens schien Heine durchaus unverständlich geblieben zu sein. So sagt auch u. a. Erich Schmidt in seinem Aufsatz: Zu Platens Säkularfeier in ‚Charakteristiken‘ (Berlin 1891):

„Wer in Platens sapphischer Ode ‚Aschermittwoch‘ „Wirf den Schmuck, schönbusiges Weib, zur Seite“, nur das Exercitium eines — nach Zimmermanns allzu holprigem Witz — im Irrgarten der Metrik herumtaumelnden Cavaliers erblickt, statt mit Ohr und Geist diesen stimmungsvollen Wohlklang zu trinken, dessen Taubheit ist unheilbar. Oder man halte doch die flachen Reisebildchen von Wilh. Müller gegen Platens große Charakteristiken und folge diesen gleich den Terzinen in meisterlicher Architektur aufgeführten Sonetten, als trüge das edelste Fahrzeug, die Gondel, uns durch die Kanäle und Kunstherbergen Venedigs.“ — In ähnlicher Weise hebt Schmidt den ‚tiefen Empfindungsgehalt‘ der Balladen ‚Grab im Busento‘ u. s. w. hervor und sagt am Schlusse: „Wer von Heines giftigen Wizen her sich vielleicht aus den so lang geheim gehaltenen Tagebüchern des Grafen Platen ‚Fälle‘ für Krafft-Ebing (psychopatia sexualis) versprach, wird nicht auf seine Kosten kommen; doch die intimen Geständnisse leidenschaftlicher Neigung zu Männern sind zahlreich, charakteristisch. Diese Schwärmerei kann rein geistig (?) sein, wie der junge Lehrling Goethe sich einmal die Rolle des Alkibiades bei Sokrates auf vierundzwanzig Stunden wünscht — — und dann sterben! So denkt Platen zuvörderst an einen anbetungswerten Vertrauten, der, all seine Gedanken und Gefühle mitdenkend, mitempfindend, ihn, den armen Schweiger, emporgeliebt. Diese Schwärmerei kann hier aber zu Gretchens Blumenorakel „liebt mich, liebt mich nicht“, und dann gesunden Menschen leicht abgeschmackt und pervers erscheinen.“ — — —

Daß es gerade die ‚homosexuale‘ Psyche sein mochte,

welche Platen zum künstlerischen Schaffen anspornte und befähigte, mußte Heine nach dem damaligen Stand der Wissenschaft fremd geblieben sein. Wie weit er daneben griff, zeigt eine folgende Stelle aus den 'Bädern von Lucca': „... in der erlauchten Liebhaberei des Grafen sehe ich nur etwas Unzeitgemähes, nur die zaghaft verschämte Parodie eines antiken Uebermuts. Das ist es ja eben, jene Liebhaberei war im Altertum nicht in Widerspruch mit den Sitten, und gab sich kund mit heroischer Deffentlichkeit . . ." (Heute wissen wir, daß diese 'Liebhaberei' nicht Uebermut noch Liebhaberei, sondern Zwang ist.)

Zu Heines Glück unterblieb ein bereits in den Zeitungen angekündetes gerichtliches Nachspiel, da Platen es für vernünftiger hielt, zu schweigen. Doch die Urteile beim Publikum und in der Presse lauteten fast alle zu Heines Ungunsten. Er habe sich durch die Platen-Nummer unendlich geschadet, gesteht Heine selbst in einem Schreiben an Varnhagen von Ense vom 4. Februar 1830. Neben vielen andern brachte auch der 'Gesellschafter' vom 3. Februar 1830 eine überaus scharfe Kritik, ebenso ein Artikel in den 'Blättern für litterarische Unterhaltung' vom 23. Januar desselben Jahres, welcher den Titel 'Rügen, Platen und Heine' führte, und der den letzteren als verachtungswürdig hinstellte. Auch die älteren und neueren Litterarhistoriker und Heine-Biographen beurteilen das Pasquill vorwiegend in ungünstiger Weise. (Vergl. u. a.: Joseph Hillebrand, Die deutsche Nationallitteratur im XVIII. und XIX. Jahrhundert, 3. Auflage, Gotha 1875, Band III, Seite 317—330. Karl Gödke, Elf Bücher deutscher Dichtung, Leipzig 1849, Band II, Seite 472. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Dresden 1881, Band III, Seite 451. Adolf Strodtmann, H. Heines Leben und Werke, 2. Auflage, Berlin 1873, Band I, Seite 601—611. Robert Pröhl, Heinrich Heine, Stuttgart 1886, Seite 169—178). Erwähnt

sei nur noch das Urteil Ernst Elsters, welcher in seiner Heineausgabe in der Einleitung zum dritten Bande der Reisebilder ausführt: „Heine hatte sich hier von allem Anstandsgefühl entblößt gezeigt, er hatte, vom Haß verblindet, sich eines Mittels bedient, den Gegner zu vernichten, das schlechthin als gemein bezeichnet werden muß. Wir müssen es bedauern, daß Heine seine Absicht, den Grafen in späteren Auslagen ‚herauszuschmeißen‘, nicht ausgeführt hat, und so in den ‚Reisebildern‘ neben den zartesten Blüten des Gefühls der unerfreulichste Schmutz stehen geblieben ist.“

Nur Johannes Pröllß bricht in seinem gründlichen ‚Das junge Deutschland, ein Buch deutscher Geistesgeschichte‘, Stuttgart 1892, Seite 143—148, eine Lanze für Heine. Er sieht ebenfalls, wie Heine, in jenem Angriffe Platens im ‚Romantischen Oedipus‘ nicht nur einen Gegenhieb gegen Zimmermanns Xenien, sondern einen systematischen Anlauf der bayerischen ‚Paffen und Junker‘, Heine aus der Gunst Cottas, des Verlegers Platens, Minister von Schenkls, der Heine eine Philosophie-Professur an der Münchner Universität versprochen hatte, und der vornehmen Damen-Aristokratie Münchens, die Heines Lyrik schätzte, zu verdrängen. Dies ist auch vollständig gelungen. Allerdings erst, nachdem Heine sein Pamphlet gegen den gräßlichen Gegner losgelassen. In der That erfahren wir jetzt aus J. Friedrichs Biographie Döllingers (München 1899, Band I), daß dieser letztere, der an der Spitze der strengkatholischen, wenn auch nicht gerade jesuitenfreundlichen Partei in München stand, ein Intimus Platens war, den er schon von Bamberg her kannte, und daß er es war, der die heftig-aggressive Artikel in die ‚Cos‘, das Parteiblatt der Katholiken (München 1828, Nr. 132, 1829 Nr. 1 und 137), gegen Heine schrieb (siehe auch: Gustav Karpeles, Heine und Döllinger, in: ‚Zeitgeist‘, ‚Berliner Tageblatt‘ 1899

Nr. 1, und: L. Göß, Ignaz v. Döllinger, Beilage zur ‚Allgemeinen Zeitung‘ 1898, Nr. 261). — Cotta nahm aber auch Heines Vorgehen gegen einen seiner Autoren sehr übel. Aus Pröflz erfahren wir nämlich auch zum erstenmal, daß Heines Versuch, aus dem Verlag Campe in den klassischen Cottas zu gelangen, nunmehr, Ende 1829, abgelehnt wurde. Es war ein Glück. Denn sechs Jahre später, 1835, erließ der deutsche Bundestag sein bekanntes Edikt gegen die Schriften des ‚jungen Deutschland‘, die Buchhandlungen wurden überwacht, die Löwenthalsche Buchhandlung in Mannheim, die Gutzkows „Wally“ ediert hatte, gänzlich aufgelöst, und Gutzkow zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Währenddem saß Heine ruhig und geborgen im Campe'schen Verlag in Hamburg.

Es entsteht die Frage: Läßt sich der wissenschaftliche Nachweis führen, daß Platen in seinem Empfinden der Freundschaft ergeben war? Vor Heine hatte schon der Berliner Dichter und Kritiker Ludwig Robert (1778—1832) Platen wegen seiner Gedichte scharf angegriffen: „Der Anblick der ekelhaften Mißgeburt — schreibt er in einer im übrigen wohlwollenden Kritik — kann nicht widerlicher sein, als in diesen schönen Versen das glühende Körperlob der Jünglinge, dieses für sie kraftlose Schmachten, diese Eifersüchtelei, dieses jammervolle Verschmähthein, diese unmännliche Weibheit im Gefühle der Freundschaft“ (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von Hegel, Berlin 1829, Seite 601). Man sieht hier nebenbei das absolute Mißverstehen für das physiologisch und psychologisch gegebene Empfindungsleben, wie es sich in der Freundschaft zu äußern pflegt. Moll hält Platen derselben entschieden ‚verdächtig‘: „Er scheint bei seinen Lebzeiten ziemlich allgemein dieses Renommée gehabt zu haben. Die Gedichte, die er an Männer gerichtet hat, in denen er den Freund feierte, mußten hierzu wesentlich beitragen; freilich

wird von anderer Seite eingewandt, und auch Karl Gödke, ein Biograph des Dichters, erwähnt dies, — er habe in seinen Gedichten den Geist der orientalischen Poesie nachahmen wollen. — Der Umstand, daß Platen auch Liebesgedichte an das weibliche Geschlecht verfaßte, konnte nicht viel an seiner Beurteilung ändern. Platen hatte anfangs die Absicht, durch den Grafen Fugger eine Klage bei dem königlichen Kammergerichte in Berlin gegen Heine anzustellen, ließ aber die Sache schließlich ruhen, weil, wie man glaubt, Heine den Wahrheitsbeweis antreten wollte.“ (*Die konträre Sexual-Empfindung*, Berlin 1891, Seite 51 f.) — Auch Dr. med. Magnus Hirschfeld in Charlottenburg, Herausgeber des wissenschaftlichen, auch in litterar-kultureller Beziehung stets höchst aufschlußreichen *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen**) reiht Platen in die von ihm sogenannte Gruppe der Uranides supérieurs ein. Er schreibt in einer Studie *Das Rätsel im Leben der Herzogin von Alençon* (*Der Hausdoktor*, Berlin 1897, Nr. 392), wo er auf die Beziehungen Ludwigs II. von Baiern zu der genannten Herzogin zu sprechen kommt, u. a.: „Man vergleiche die innigen Liebesbriefe des Königs an den Schöpfer des *„Lohengrin“*, *„Tannhäuser“*, *„Siegfried“* und *„Parsifal“*, in denen die Begeisterung des heiligen Johannes lodert, die Enthüllungen von Josef Kainz über seine Beziehungen zu König Ludwig, welche vor einigen Jahren mit Recht Aufsehen erregten, endlich die Arbeiten von Jolland, Grasshey, Evans über die Leiden des Fürsten; fassen wir das alles zusammen, so tritt uns in Ludwig II. das Urbild eines Uranide supérieur entgegen, ähnlich wie wir es in Karl XII. von Schweden, Eugen von Savoyen, Friedrich den Großen, Wilhelm von Oranien, Michelangelo,

*) Jahrgang I—III, herausgegeben im Namen des „wissenschaftlich-humanitären Komitees“. (Verlag Spohr=Leipzig.)

Winkelmann, Platen, Christine von Schweden, Souja Kowalewka, Oskar Wilde und vielen anderen verfolgen können.“

Doch die sichersten und unumstößlichen Beweise für die Lieblingminne des Dichtergrafen liegen uns jetzt in der eigenen Beichte desselben, in seinen kürzlich veröffentlichten Tagebüchern vor. Was jeder einigermaßen unbefangene Psychologe längst aus seinen Gedichten und seinem Leben erraten hatte, ist nun klar erwiesen. Platen gesteht selbst, daß er sich nicht zu Personen des andern, sondern solchen des eigenen Geschlechts in Liebe hingezogen fühlte, daß er ‚konträrsexuell‘ empfand. Selten hat wohl ein Dichter den Schmerz unerwidelter Liebe, die Qual unverstandener Gefühle erschütternder zum Ausdruck gebracht als er. Diese Herzensergüsse nehmen einen überaus großen Teil der dickleibigen zwei Bände der ‚Tagebücher‘ ein (Die Tagebücher des Grafen von Platen. Cottas Verlag Nachfolger, Stuttgart); alle Thorheiten und Absonderlichkeiten des jungen Poeten sind trenn gebeichtet. Das von dem geliebten Freunde zurückgelassene Taschentuch preßt er inbrünstig an die Lippen, die Stunden und Minuten, da er den jungen Freund nur erblickt, vermerkt er sorgsam, in schmachtenden Gedichten besingt er denselben in rührendster Weise. ‚Dieses Memorandum meines Lebens‘, wie Platen sein Tagebuch titulierte, versah er als Motto mit dem Jean Paulschen Spruch: „Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.“ Nur einige der markantesten Stellen seiner Bekenntnisse sollen hier wiedergegeben werden.

Zunächst spricht Platen von seinen Kameraden im Kadettenhaus zu Ansbach: „... Ich komme nun zu Joseph Kylander, dem spätestens erworbenen, aber damals bei weitem innigsten meiner Freunde. Wir waren mehr als drei Jahre in einem Hause beisammen (in der Kadettenanstalt), ehe wir uns näher kennen lernten. Erst im März

1810 brachte uns ein sympathischer Zug plötzlich näher. Ich muß gestehen, daß eine kleine Intrigue dabei im Spiele war, doch darf ich kühn sagen, daß mich mein Freund so sehr liebte, als ich ihn. Wir waren einander alles. Wir genossen einige Monate lang das reinste höchste Glück, das die Freundschaft zu gewähren im Stande ist. Wir vergaßen sogar ziemlich alles über uns selbst, sehnten uns beständig nach einander und brachten sogar die wenigen Minuten des Stundenwechsels pünktlich bei einander zu . . . Doch was uns fehlte, war mehr gegenseitiges Vertrauen; so viel wir beisammen waren, so wenig redeten wir zusammen, riefen immer noch einen Dritten zur Unterhaltung herbei, der die Flammen des Gesprächs schüren mußte. „Ich war zu voll,“ schrieb Kynander in einem späteren Briefe, „um mit Dir von gleichgültigen Dingen zu sprechen, und zu schüchtern, um von dem zu sprechen, was ich in so hohem Grade empfand.“ (Tagebücher Seite 25—26.)

Es folgen einige für das intime Seelenleben Platens sehr bezeichnende ‚Selbstbetrachtungen‘ aus der Zeit seines Pagendienstes am Hofe Ludwig I. in München. Der geliebte Freund, welchem diese flammenden Gefühlsergüsse gelten, war der junge Sohn des damaligen französischen Gesandten, Grafen Mercy: „ . . . Der einzige Freund, der mich verstand, der gleiche Neigung und Denkweise mit mir teilte, diesen einzigen hast du geraubt, Schicksal, auf immer. Ich verlange Ersatz, ich habe große Forderungen an dich zu machen. Es lebt einer, der mir dies alles ersetzen könnte, gestern habe ich ihn wiedergesehen. Glücklicher war ich, ehe ich ihn sah, glücklicher als ich ihn sah; doch elend werde ich sein, da ich ihn nicht mehr sehen werde. — O, es ist seltsam mit des Menschen Wünschen. Ich verlange nur Mitgefühl, und alle glänzenden Güter der Erde ekeln mich an. Schätze! Würden! Ruhm! Was sind das für unser Herz? Vereine sie alle auf Dein gepriesen Haupt,

wer bürgt Dir für die Lücke in Deinem Busen! . . . Wie wohl ist mir in seiner Nähe, wie geht mir das Herz auf. Eine sanfte Regung erfüllt meine Seele. So muß es einem heiligen Geiste sein, der ins Elysium eintritt. Ihn erschütterte nichts mehr, was ihn auf Erden bewegt hat . . . Ich möchte ein Maler sein. Wie glücklich ist, wer diese teuren Züge auf der Leinwand nachbilden und den Gegenstand seiner Liebe im Werke seiner eigenen Kunst immer betrachten kann. Wenn mir das zu teil geworden wäre, dann wäre er mir immer nahe, und täglich würde ich mich an seinen Zügen weiden . . . Diese Nacht habe ich von ihm geträumt, ein freundlicher schöner Traum, wie er selbst freundlich schön ist. Meine Hand lag in der seinigen; das wird nimmer in Wahrheit geschehen, meine Hand wird nimmer in der seinigen liegen . . . Sollt' ich ihn nicht mehr sehen, o Gott, so laß doch diese Liebe nicht auflösen. Es ist die Liebe zu allem Schönen und Wahren und Vollkommenen. In ihm sehe ich alles Himmlische vereint . . . Ich kann nicht ohne ihn sein. Ich fühle eine unbeschreibliche Leere. O Wohlthat seines Anblicks, die mir nur selten zu teil geworden, o unabsehbare Reihe von Tagen, die ich ohne ihn werde verleben müssen. Und gezwungen sein, sich so hinzuschleppen, im Gefühle des Glücks so auszudauern und an nichts eine Nahrung des Geistes oder Herzens zu finden. Ich kann nicht ohne ihn sein . . .“ (Tagebücher Seite 59.)

„Ich habe ihn wiedergesehen. Womit verdiene ich diese Güte, o Vorsehung? Und noch mehr Gnade liebest du mir zu teil werden. Als das Schauspiel zu Ende war, schlich ich mich in die Loge des Grafen M. und nahm dort den Anschlagzettel, den er vielleicht in der Hand hielt. Zum mindesten war er in seiner Nähe, das ist genug.“ (Tagebücher Seite 63.)

Beim Verlassen des Dienstes als Leibpage notiert

Platen in sein Tagebuch: „Heute hatte ich zum letztenmal Tafeldienst beim Könige. Von was ich mich ungern trenne, fast ist es kindisch, es niederzuschreiben, ist nichts anderes als mein Galakleid, das mir so teuer ist, als weiland Werthern sein blauer Frack, in dem er Lotte zum erstenmal gesehen hatte. Auch mich knüpfen süße Erinnerungen an dies Kleid, auf welchem einen Augenblick M's schöne Hand ruhte.“ (Ebenda Seite 99.)

Litterarisch und psychologisch von außerordentlichem Wert ist das Folgende, da es von einem begabten, geistig hochstehenden Menschen stammt, und da es in der ehrlichen Form einer Mit-sich-selbst-Aussprache — in Tagebuchform — niedergeschrieben ist, dessen Veröffentlichung Platen wohl kaum auch nur ahnen konnte, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß der Verfasser in der Erinnerung eine Zeit wieder auffrischt, da er als fünfzehnjähriger Page am Hofe König Ludwigs I. von Baiern Dienst that:

„Ich bestrebe mich, in diesen Fragmenten das Charakteristische meiner Neigung herauszuheben und zugleich eine Probe meines damaligen Stils und poetischen Ideentkreises zu geben . . . Ich gewöhnte mich, meine Hoffnungen und Träume der Liebe an Personen meines eigenen Geschlechts zu verschwenden, und suchte in ihrer Freundschaft dasjenige Ziel zu erringen, das der Liebende in der Ehe sucht. Ich gewöhnte mich, die Frauen mehr zu verehren als zu lieben, die Männer mehr zu lieben als zu verehren. Ich bin schüchtern von Natur, aber am wenigsten bin ich's in ganz ungemischter Gesellschaft von Weibern, am meisten in ungemischter Männergesellschaft. Am meisten gefiel mir die Zartheit des Weibes, aber ich sah sie nicht als etwas Auswärtiges, sondern als etwas auch meinem Wesen Innewohnendes an. Ich glaubte, daß der

beschränkte Kreis einer Frau nicht fähig wäre, mich lange zu fesseln, und daß bei Weibern der größte Teil des schönen Geschlechts durch Affectation verderbt sei. Ich glaubte, daß sich bei einem Gegenstande der Neigung meines eigenen Geschlechts treue Freundschaft und reine Liebe eng vereinen ließen, während bei Weibern immer mehr Begierde vermischt sei. Der Verfolg wird zeigen, daß M. und der Prinz von W. nicht die letzten waren, die mich mächtig anzogen. Als ich die Abreise des französischen Gesandten und seiner Familie vernahm, richtete ich meine ganze Hoffnung auf den Prinzen. Ich hatte ihn bisher nur zweimal gesehen, da er nicht in München garnisonierte. Als mir M. alles war, bemerkte ich noch gar nicht, daß meine Neigung eine von andern ganz verschiedene Richtung genommen hatte, und ich dachte nicht an den Unterschied der Geschlechter. Ich glaubte an gewisse sympathetische Träumereien und eine reciproke Gewalt der Liebe, war daher immer unglücklich und betrogen . . ." (Ebenda Seite 67—68.)

„ . . . In dieser nach Liebe heiß verlangenden Stimmung war es, als bei einem Konzert und Deklamatorium in der Harmonie, am 12. November 1814, ein junger Offizier vom *** Regimente, Herr von Brandenstein, meine Blicke vorzüglich auf sich zog. Aus diesem Zufall entspann sich eine lange Liebe, die selbst der Entfernung trotzte, da ich mich jedem Eindrücke begierig hingab und die Dede meines Herzens mit Träumen zu bevölkern strebte. Der Erwähnte ist jener Federigo, der in spätern meiner Blätter oft genannt wird. Er ist nicht groß, aber hübsch gewachsen, seine Gesichtszüge sind regelmäßig, sehr angenehm und enthalten etwas Stolzes, was mich besonders anzieht. Er ist blond wie Graf M. Ich sah ihn öfters im Lesezimmer der ‚Harmonie‘, ich saß oft neben ihm und verließ mehrmals mit ihm zugleich das Haus, ich begegnete ihm auf

der Straße, und alles dies trug bei, meinen Wahn zu be-
stärken und eine völlige Leidenschaft bei mir festzusetzen,
die aber doch immer einen milden Charakterzug trug, ob-
gleich sie oft zu einer heißen Sehnsucht gesteigert wurde.
... Einige Zeit später fand ich zwar in mehreren Schriften
die Männerliebe erwähnt und schenkte diesem Gegenstande
zuerst meine Aufmerksamkeit, da er mir in früheren Jahren
bei Lesung des Plutarchs gänzlich entgangen war. Aber
auch jetzt ignorierte ich noch, daß sinnliche
Wollust dabei im Spiele sein könnte, dies un-
selbige Geheimnis wurde mir erst durch einige unzüchtige
Bücher von Biron klar, die mir in Frankreich in die
Hände fielen. Nie aber hat Begierde meine Neigung zu
Federigo entweicht.“ (Tagebücher Seite 140—141.)

L. von Scheffler, der eine Herausgeber der Platen'schen
Selbstbekenntnisse, polemisiert auch gegen Heine:

„Er hat Platen vor aller Welt einer unnatürlichen
Sünde geziehen. Nicht daß er es gethan (das mochte er und
mögen die, welche es ihm bis in die neueste Zeit hinein
nachsprechen, vor sich verantworten), sondern wie er es
that, ist für die Beurteilung der Frage von Interesse.
Denn nur in dem Hineintragen eines Mißverständnisses,
das dem großen Publikum sofort faßlich war, und in dem
bewußten Festhalten an demselben liegt die Perfidie des
Angriffs. Von Knabenliebe ist nach Heine in den Platen-
schen Gedichten die Rede. Er übersieht hierbei geistlich,
daß nicht Knaben, sondern junge Männer es waren, welche
den Dichter für seine Poesie begeisterten; er verschweigt
ebenso absichtlich, daß dieser besondere Schönheitskultus in
edlen Seelen nichts Ungewöhnliches, ja daß er als Gros
der Hellenen Vorbedingung größter Thaten auf dem Ge-
biete des rein Geistigen, der Kunst und Poesie gewesen ist,
er sucht das Vorbild für das Phänomen anstatt auf griechi-
schem Boden vielmehr auf dem römischen! Nero und der

Harem seiner Lustknaben wird der reinen Freundschafts-
poeſie Platens gegenübergeſtellt!“ (Tagebücher, Seite X.)

Zu Heines Entlaſtung iſt anzuführen, daß eben zu
ſeiner Zeit noch ſehr viel Dunkel und Unkenntnis über die
Sache herrſchte. In ſeiner ‚Lieblingminne und Freundes-
liebe in der Weltliteratur‘ ſagt auch Eliſar von Kupffer:

„Daß die Griechen (wie auch Haſis) unter der ſoge-
nannten Knabenliebe nicht einen Umgang mit phyſiſch un-
reifen Kindern verſtanden, wird durch zahlreiche Stellen
unzweifelhaft klar gelegt. ‚Knabe‘ iſt häufig ein Zärtlich-
keitsausdruck, wie heute ‚Mädchen‘ oder ſogar ‚Kleine‘,
‚mein Kind‘. Wo der Zärtlichkeitsſinn fehlt, da erſcheint
das Wort irrtümlich in einſeitig begrenztem Sinne. Unſere
Sprache iſt durch künstliche vollſtändige Unterdrückung
darin gänzlich arm geblieben. Um eine Vorſtellung vom
Reichtum der griechiſchen Ausdrucksweiſe zu geben, bringe
ich hier eine Reihe von Worten, ohne ſie irgendwie zu
erſchöpfen.“ — Es folgen ſodann nicht weniger als 26
verſchiedene altgriechiſche Bezeichnungen. —

Heine bediente ſich eben bei ſeiner Polemik der Vor-
urteile ſeines Zeitalters. Durch dieſe glaubte er einen töd-
lichen Hieb gegen ſeinen Gegner zu fällen. Daß der ab-
geſchoſſene, vergiftete Pfeil auf den Schützen zurückprallen
könnte, hatte er wohl ſchwerlich vorausgeſetzt. „Wenn mal
das Ganze gedruckt wird, wird auch der Herr Graf, wie
ſich's gebührt, aus dem Buche hinausgeſchmiſſen. Nicht
gegen ihn habe ich Groll, ſondern gegen ſeine Kommittenden,
die ihn mir angehekt.“

Leider iſt dieſe Abſicht zu ſeinem Schaden nicht befolgt
worden. Auch daß Platen, deſſen reiner Charakter durch
die Veröffentlichung ſeiner ‚Tagebücher‘ jezt ins hellſte
Licht geſetzt wird, lediglich durch intrigante Zwischenträ-
gereien dritter veranlaßt worden, den ‚romantiſchen Oedipus‘
gegen Heine, der freilich der erſte Angreifer geweſen, loſ-

zulassen, ist nicht mehr zu bezweifeln. Beide Dichter waren sich persönlich vollständig fremd und haben sich nie gesehen. Der einzig in ihrer Art dastehende ‚litterarische‘ Streit beider ist gewiß tief zu beklagen. Auffallend ist, daß Platen der Heine-Polemik auch nicht mit einer Silbe in seinen dickleibigen Tagebüchern erwähnt. Nur einmal spricht er kurz von den Zimmermannschen Xenien; freilich fällt die unerquickliche Fehde in eine Zeit, in der Graf Platen bereits sehr häufige schwermütige Stimmungen überkam und er in seinen Aufzeichnungen im italienischen Süden immer wortkarger wurde und diese oft längere Zeit gänzlich unterbrach.

Zur Entschuldigung Heines muß eben gesagt werden, daß er durch die Angriffe Platens auf seine jüdische Abstammung aufs heftigste gereizt worden; namentlich muß wohl auch seine nervöse, neurasthenische Veranlagung stark berücksichtigt werden, die ihn leider in diesem Falle hinriß, sich weit übers ästhetische Maß und Ziel hinwegzusetzen.

